

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 13. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(17. Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Auf dem Boden neben meinem Bett lagen drei Teppichnägel mit Messingknöpfen, die anscheinend aus einer Schachtel herausgefallen waren. Die scharfen Spitzen der Nägel waren nach oben gekehrt, und es war ein Wunder, daß ich in der Nacht nicht darauf getreten war.

Wie waren die Nägel hierhergekommen? Lagen sie zufällig neben meinem Bett, oder hatte man sie absichtlich dort hingelegt?

Vielleicht hatte der Tapezierer tags vorher in meinem Zimmer gearbeitet und die Nägel bei seinem Weggang vergessen.

Ich hob einen Nagel auf und untersuchte ihn. Da stockte mein Atem.

Ich hob auch die andern auf, doch mit großer Vorsicht, denn an den Spitzen der Nägel befand sich eine farblose, durchsichtige Masse, die wie Vaseline aussah.

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich. Vorsichtig legte ich die drei Nägel in eine kleine Glasschale, die auf meinem Tische stand und zog mich an so rasch ich konnte.

Nachdem ich den Kaffee, den mir der Kellner gebracht hatte, hinuntergestürzt hatte, ging ich ins Bureau des Hotels hinunter und fragte den dort anwesenden Beamten nach Senor Salavera. Er ging die Liste der Hotelgäste durch und erwiderte höflich:

„Ein Herr dieses Namens wohnt nicht bei uns, Senor."

„Was?" rief ich aus. „Er wohnte doch heute nacht im Zimmer 175!"

„Auf Zimmer 175 wohnte Senor Solier", gab mir der Beamte zur Antwort. „Er bezahlte seine Rechnung und reiste heute früh um sieben Uhr ab."

„Aber ich sah doch seine Identitätspapiere — seinen Paß und Briefe, die auf Senor Salavera lauteten!"

„Das mag sein, Senor", gab der Beamte zurück, „er meldete sich aber als Senor Solier. Die Leute geben in den Hotels nicht immer ihre richtigen Namen an, denn sie wollen in den Fremdenlisten, die in den Zeitungen veröffentlicht werden, nicht genannt werden."

„Wohnt vielleicht ein Herr namens Pedro Espada im Hotel?" fragte ich.

Der Beamte sah nochmals das Register durch und schüttelte dann den Kopf. „Niemand dieses Namens", erklärte er.

„Fuhr der Herr, der heute nacht im Zimmer Nummer 175 schlief, allein weg?" fragte ich dann.

Der Beamte rief den Portier herbei und fragte ihn:

„Fuhr Nummer 175 allein weg?"

„Jawohl", lautete die Antwort. „Er fuhr mit dem Frühexpreß nach Saragossa und wollte nach Barcelona weiterreisen, wie er erklärte. Zur Bahn fuhr er mit dem Omnibus."

„Niemand mit ihm?"

„Niemand."

„Wann kam er hier an?" warf ich ein.

„Vorgestern nacht — er war allein und hatte nur eine Handtasche mit. Deshalb verlangte ich auch, daß er ein Depot für die Zimmermiete erlege."

„Haben Sie ihn früher jemals gesehen?"

„Ich kann mich nicht erinnern."

„Auch ich nicht", bemerkte der Portier. „Er wollte anscheinend nicht gesehen werden. Heute morgen reiste er plötzlich ab, ohne etwas zu nehmen, nicht einmal eine Tasse Kaffee."

„Er reiste also in aller Eile ab, was?" rief ich aus und wußte wohl, warum. „Ich möchte gern den Direktor sprechen", fügte ich dann hinzu.

„Ich werde es ihm mitteilen", erwiderte der Beamte und ging zum Telephon. Nachdem er gesprochen hatte, wandte er sich wieder zu mir und sagte:

„Das Bureau des Direktors ist im ersten Stock, Senor."

Einige Minuten später saß ich im Bureau eines älteren, kahlköpfigen Herrn, der wohl darauf gefaßt war, von mir eine Beschwerde zu hören.

„Ich erzählte ihm mein seltsames Abenteuer der vergangenen Nacht und von der plötzlichen Flucht des mysteriösen Fremden, den ich in meinem Zimmer gefunden hatte.

„Das ist wirklich merkwürdig", sagte er. „Ich denke, wir sollen die Polizei verständigen — glauben Sie nicht auch?"

Ich erzählte ihm dann noch von dem Fund der Teppichnägel und fragte ihn um seinen Rat, an wen ich die Nägel zur chemischen Untersuchung senden könnte.

Er schlug mir sofort den Professor Vega vom Princesa Spital vor und fügte hinzu:

„Der Professor speist oft bei uns. Wenn Sie wollen, bringe ich Sie zu ihm."

Ich wickelte die Glastasse mit den Nägeln in Papier ein, dann gingen wir miteinander ins Spital, wo ich einem schlanken, grauhaarigen Herrn in weißem Leinenkittel vorgestellt wurde. Ich erzählte ihm, wie ich die Nägel auf dem Teppich neben meinem Bett gefunden hatte und fragte ihn, ob er sie näher untersuchen wolle.

Der Professor prüfte die Nägel zuerst mit bloßem Auge, dann durch ein Vergrößerungsglas und versprach mir schließlich, mir in ein bis zwei Tagen das Ergebnis seiner Untersuchung mitzuteilen.

Als wir ins Hotel zurückfuhren, bemerkte der Direktor:

„Der Vorfall ist, zumindest gesagt, auffällig. Wären die Nägel schon in Ihrem Zimmer gewesen, bevor Sie zu Bett gingen, so hätte sie das Stubenmädchen sehen müssen, denn es geht jeden Abend um zehn Uhr durch die Zimmer. Außerdem ist es sehr verdächtig, daß an dem Türriegel manipuliert wurde und daß der Gast von Nummer 175 so früh und eilig abreiste. Ich glaube doch, daß wir zur Polizei gehen sollten."

Er brachte mich sofort zum Senor Andrade, dem Polizeipräsidenten, der meiner Erzählung mit Spannung zuhörte.

„Die Ausrede des Eindringlings war gewiß sehr geschickt", bemerkte er. „Es ist nur schade, daß Sie nicht darauf bestanden, seinen Freund Pedro zu sehen, denn sonst wären Sie darauf gekommen, daß er gar nicht existiert."

„Er war sehr schlau und erklärte, daß er um diese späte Stunde nicht herausfinden könne, in welchem Zimmer sein Freund tatsächlich wohne", antwortete ich.

„Der Nachtportier hatte doch Dienst", rief der Hoteldirektor aus, „und hätte Ihnen an Hand der Fremdenliste sofort die Zimmernummer sagen können."

Auf die Frage des Polizeipräsidenten und des Senors Rivero, des Vorstandes der Detektivabteilung, der ebenfalls im Zimmer war, gab ich eine Beschreibung meines nächtlichen Besuchers, so gut ich eben konnte.

Senor Rivero unterbrach mich plötzlich, als ich die Narbe erwähnte, die ich im Nacken des angeblichen Advokaten aus Burgos bemerkt hatte.

„Bemerkten Sie auch eine Verstümmelung an seinen Händen?" fragte er rasch.

Ich entsann mich nun, daß der Fremde den kleinen Finger der rechten Hand amputiert gehabt hatte und sagte dies Senor Rivero.

„Ah", rief dieser aus, „vielleicht finden wir hier etwas sehr Interessantes! Einen Augenblick!" Er stand auf und ging hinaus.

Wir plauderten nun mit Senor Andrade, bis der Detektiv mit einem dicken Akt und vier photographischen Aufnahmen eines Mannes zurückkehrte, die den Abgebildeten in vier verschiedenen Stellungen zeigten.

Kaum hatte er die Bilder vor mir hingelegt, da rief ich aus:

„Das ist ja Salavera!"

„Das dachte ich mir", bemerkte der Detektiv lächelnd. „Der Mann heißt nicht Salavera, sondern Rodriguez Despujol, und ist einer der gefährlichsten Verbrecher Spaniens."

„Despujol!" rief Senor Andrade aus. „Er war gestern Nacht in Madrid — wenn wir das gewußt hätten!"

„Despujol ist kein Anfänger", stimmte der Polizeipräsident zu. „Wir suchen ihn seit fünf Jahren wegen des Mordes an dem Bankier Monteros auf der Eisenbahnfahrt zwischen Cordova und Malaga und immer entwischt er uns."

„Und sein Freund Pedro?" fragte ich, erstaunt über die Neuigkeit, die ich soeben vernommen hatte.

„Der existiert überhaupt nicht", erklärte der Detektiv. „Sie sind einer großen Gefahr entronnen, denn hätten Sie von Despujol verlangt, seinen Freund zu sehen, so hätte er Sie zweifellos umgebracht. Er verfügt über ungeheure Körperkräfte."

„Doch welchen Zweck verfolgte er", fragte ich. „Ich besitze keine Wertgegenstände, außer meiner Uhr, meiner Krawattennadel und 50 Pfund Bargeld — mich deswegen umzubringen, stand doch sicherlich nicht dafür."

„Und was war mit den Teppichnägeln?" fragte der Hoteldirektor.

Der Polizist zuckte die Achseln und sagte:

„Wir können vorläufig nichts machen, bevor wir nicht den Bericht von Professor Vega haben. Bloße Theorien aufzustellen, hat keinen Sinn. Mittlerweile wollen wir versuchen, Despujols habhaft zu werden, obwohl er, wie ich fürchte, einen zu großen Vorsprung haben dürfte."

Er ging ans Telephon und sprach mit jemand auf Spanisch in befehlendem Tone.

Soviel ich verstehen konnte, sprach er mit dem Polizeikommissar in Saragossa und teilte diesem mit, daß der vielgesuchte Verbrecher Despujol von Madrid dorthin geflohen sei und gab ihm gleichzeitig den Zug bekannt, mit dem er voraussichtlich reiste. Dann sprach er noch mit den Kommissaren von Alkazar, Salamanca, Valladolid und Aroyo, so daß die Polizeistellen auf allen Eisenbahnlinien, die von der Hauptstadt ausliefen, benachrichtigt waren.

Als er dem Vorstand der Detektivabteilung seine Instruktionen gegeben hatte, kam er wieder zu mir zurück und zeigte mir nun die Akten des Fremden, den ich in meinem Zimmer gefunden hatte.

Er war ein kühner und waghalsiger Verbrecher. Im Südexpreß zwischen Madrid und Paris hatte er einen italienischen Juwelier betäubt und ihm eine Handtasche geraubt, die eine Anzahl Diamanten enthalten hatte; er hatte dann die Beute sofort nach London gebracht und dort bei einem Hehler verkauft. Ein anderes seiner Meisterstücke war der Diebstahl eines berühmten Gemäldes von Murillo aus dem Schlosse Setefillas in der Nähe von Sevilla; er verkaufte das Bild an einen Händler in Brüssel, der es wieder nach Newyork schmuggelte und dort für viel Geld an einen privaten Sammler abgab. Einige Monate darauf hatte er einen Bankboten in Barcelona in ein Haus gelockt, das er sich eigens zu diesem Zweck gemietet hatte, hatte ihn dort niedergeschlagen und ihm seine Tasche mit den Wertpapieren geraubt.

„Er ist ein gefährlicher Bursche", warf der Detektiv ein, „und es wäre eigentlich anzunehmen gewesen, daß er in der kritischen Situation, in der er sich befand, sein Messer gezogen und seinen Gegner angegriffen hätte."

Bis vor fünf Jahren war er wiederholt verurteilt worden, doch jetzt schien er alle seine Verbrechen ungestraft verüben zu können, denn immer wieder gelang es ihm, zu entkommen. Anscheinend hielt er sich irgendwo im Ausland verborgen und kam nur dann nach Spanien, wenn es galt, ein Verbrechen zu begehen. Den Weg von und nach Frankreich nahm er wahrscheinlich über einen der geheimen Schmugglerwege, deren es gar viele in den Pyrenäen gibt.

Jedenfalls setzte die Polizei alles daran, auf seine Spur zu kommen.

Dem Detektiv schien aber plötzlich ein anderer Einfall gekommen zu sein, denn er rief nun die Polizeistationen in Jaca und Pamplono auf, die beiden Endstationen der Eisenbahnlinien, die zu dem Gebirgszuge führen, der die Grenze zwischen Frankreich bildet.

„Wenn er auf dem Wege nach Frankreich ist, dann muß er über eine dieser Stationen", erklärte er.

„Hat man aber dort sein Bild?" erkundigte ich mich.

„Eine Kopie dieses Bildes hier, das im Gefängnis in Barcelona aufgenommen wurde, befindet sich bei jeder Polizeistelle in Spanien", lautete die Antwort. „Rodriguez Despujol ist der gefährlichste und geschickteste Verbrecher, den ich kenne", fuhr er dann fort. „Zweifellos nahm er an, daß Sie etwas sehr Wertvolles in Ihrem Besitze hätten, und seine Absicht war, Sie zu betäuben und dann zu berauben, doch Sie waren ihm zu rasch. Mich überrascht nur, daß er nicht sein Messer zog und Sie angriff."

„Ich hatte doch eine Pistole", warf ich ein.

„Despujol fürchtet sich nicht vor einer Pistole", erwiderte der Polizist, bevor Sie noch hätten abdrücken können, wäre er Sie schon wie eine Katze angesprungen."

„Jedenfalls hat er mich ganz irregeführt", rief ich aus, „ja, ich entschuldigte mich sogar bei ihm wegen meines Verhaltens!"

Die drei Herren mußten herzlich lachen.

„Sie sind also der Ansicht", setzte ich fort, „daß sich Despujol in Frankreich aufhält und zeitweise über die Grenze herüberwechselt?"

„Ja", erwiderte Senor Andrade, „zumindest erhielten wir vor ungefähr einem Jahre diese Nachricht. Wahrscheinlich lebt er als armer, doch ehrlicher Mann in einem der entlegenen Gebirgsdörfer in den Pyrenäen und wird dort vielleicht von allen hochgeschätzt. So war es auch bei dem berüchtigten Maurice Tricoche der Fall, der uns vor Jahren entschlüpfte und der dann in der Nähe von Luchon lebte, bis er von einer Frau verraten wurde, deren Mann er mißhandelt hatte. Vielleicht wird Despujol auch verraten werden, wir hoffen es wenigstens."

„Ich kann nicht begreifen, wie es der Bursche wagen konnte, hierher nach Madrid zu kommen, wo er doch weiß, wie eifrig wir ihn suchen", bemerkte Senor Rivero zu mir gewendet. „Er muß Ihnen schon mit der bösen Absicht gefolgt sein."

Ich fühlte mich schon verleitet, den Polizisten den ganzen geheimnisvollen Fall von der Stretton Street zu erzählen und von meinem schweren Verdacht gegen den internationalen Finanzmann, der gegenwärtig im Hotel Ritz wohnte. Doch ich zögerte aus zwei Gründen: erstens fürchtete ich, daß man mir nicht glauben würde, und zweitens war ich zu dem Entschluß gekommen, das Rätsel allein zu lösen und die Schuldigen ihrer Strafe zuzuführen.

„Falls Despujol verhaftet werden sollte, bin ich gern bereit, gegen ihn auszusagen, das heißt, wenn ich dann noch in Spanien bin", versprach ich.

Doch die beiden Polizisten zuckten die Schultern und der Detektiv bemerkte:

„Es scheint wenig Hoffnung zu sein, daß wir ihn je erwischen, trotzdem wollen wir alles daran setzen."

(Fortsetzung folgt.)

Swirek.

Eine Dackeltragödie von Graf Franz Potocki (Warschau).

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

Swirek war ein kleiner, schwarzbrauner Dackel mit krummen Beinen. Er war erst sechs Monate alt. Schon seit seiner Geburt hing ein schweres Verhängnis, einer dunklen Wolke gleich, über ihm. Er entstammte nämlich einem Dackelgeschlecht, das an mannigfachen Tragödien unglaublich reich war.

Seine ganze nächste Verwandtschaft war auf mehr oder weniger tragische Weise ums Leben gekommen: Nora war von einem Auto überfahren worden, Wisus hatte ein Wildschwein den Bauch aufgeschlitzt, Pisek war von einem riesigen Köter totgebissen worden, Zuzel war in einer Wuhne ertrunken, Fox war am Rotz eingegangen, Targai hatte ein Pferd mit dem Huf sämtliche Zähne ausgeschlagen. Sein Urahn Kret, den ein toller Hund gebissen hatte, war „im Wald geblieben", dort auf dem hohen, felsigen Ufer des von der ukrainischen Sonne beschienenen Boh.*) Seine Mutter, die alte Trilby, hatte das gleiche Ende gefunden, aber auf der nassen Wiese eines polnischen Kiefernwaldes, wo die Nebel brauen. Seine Tante Kita war nach einem ruhmreichen Leben, in dem das Auffinden einer bolschewistischen Granate in einem Sofa nur eine von vielen Episoden gebildet hatte, in der Fülle ihrer Kraft und Gesundheit vom Schlage gerührt worden und hatte nach langen Torturen einer nutzlosen Kur ihr Leben jammervoll beschlossen, in Decken eingehüllt, gelähmt in ihrem Korbe liegend, und nur ihre Augen verrieten, daß sie ihren Zustand besser begriff als ihre verzweifelte Herrin.

So vom Unglück verfolgt war nun einmal das Dackelgeschlecht, dem unser Swirek entstammte. Kein Wunder also, daß auch ihm ein grausames Schicksal beschieden werden sollte, nur in einem noch höheren Grade als jenen anderen allen. Schon seit seiner Geburt war er vom Unglück verfolgt. Er kam so klein, jämmerlich und elend zur Welt, daß man ihn gleich ertränken wollte. Und es wäre besser gewesen, wenn man das getan hätte. Doch ein schönes, gutes Fräulein bat damals, ihn am Leben zu lassen, zog ihn selbst mit der Flasche groß, hegte und pflegte ihn, und so wurde er ein munterer, gesunder Dackel, ein wenig „fin de race", ein bißchen zurückgeblieben, aber sehr niedlich und voll Leben. Dann reiste sie nach den Ferien ab und überließ ihn der Obhut sehr guter und lieber Leute. Die nahmen Swirek mit sich in die Stadt und sorgten aufs beste für ihn und seine anderen Geschwister.

Und so erlebte Swirek denn den sechsten Monat seines Daseins auf dieser Welt. Da wurde er drei sehr netten jungen Mädchen geschenkt: man konnte doch nicht in der Stadt eine ganze Hundefamilie halten und für jeden Hund die immer höher werdende Steuer zahlen!

Die Trennung war nicht ohne Trauer — das Dienstmädchen Magda weinte sogar etwas, und auch Swirek selbst schwante etwas: als der Augenblick des Scheidens kam, kroch er unter das Sofa und ließ sich nicht greifen. In die Enge getrieben, lief er zwischen den Beinen seiner Herrschaft, die ihn bisher gepflegt hatte, durch und ließ sich erst dann von ihr in die Hand nehmen und seinen neuen Besitzern übergeben. Die gewannen ihn sofort lieb und sorgten für ihn, so gut sie nur konnten, nachdem sie ihn in ihre Wohnung getragen hatten.

Swirek erkor sich sofort eine von ihnen zu seiner Herrin. Er tat das nach gründlicher Überlegung, nachdem er jedes der kleinen Mädchen einzeln sehr gründlich berochen hatte. Am Abend kroch er zu ihr aufs Bett und quiente, auf der Bettdecke sitzend, so lange, bis die Kleine ihn zudeckte . . . Aber ein paar Tage war Swirek noch traurig und wollte nichts fressen. Endlich gewöhnte er sich, und seine gute Laune kehrte wieder. Aber er aß zum Leidwesen der Mädchen sehr wenig. Dafür gewann er jedoch zu ihrer großen Freude das Herz der biederen Kassia, und zwar so gründlich, daß sie, als er ihr in der Küche ein riesiges Stück Fleisch entriß und es im Weglaufen auffraß, sich nicht nur nicht ärgerte, sondern das als Beweis seiner unglaublichen Schlauheit ansah, ihn für das klügste Hündchen auf der Welt erklärte und noch mehr liebte.

So vergingen einige Wochen, in denen Swirek die Pfote geben lernte, einen Pantoffel auffraß, eine Gardine anknabberte und seine kleine Herrin wechselte. Aus nur ihm bekannten Gründen zeigte er dem kleinen Mädchen mit den schwarzen Haaren die kalte Schulter und wandte seine Neigung der Blonden zu. Dadurch wurde aber die Harmonie nicht gestört, sondern man sah darin nur einen neuen Beweis seiner Genialität.

Da flitzte Swirek eines Tages durch die unvorsichtiger Weise offengelassene Küchentür die Treppe hinunter und aus dem Hause — erst auf den Hof, dann auf die Straße. Er riß aus, denn es zog ihn mächtig in die Welt hinaus: am Abend vorher hatte man nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, ihm seinen früheren Herrn zu zeigen. Diese Begegnung hatte zwar an einem neutralen Ort stattgefunden, bei dritten Personen, trotzdem aber stark auf Swireks Gemüt gewirkt und in ihm alte Gefühle erweckt, die vielleicht bald völlig erloschen wären. So aber lebten sie wieder auf. Und sie eben zogen ihn in die Ferne . . .

Vielleicht zog ihn aber nur das Verhängnis. Das böse, unerbittliche Verhältnis, das seit so langer Zeit das ganze Geschlecht verfolgt hatte, dem Swirek entsprossen war.

Kurz, die Ereignisse begannen sich plötzlich mit Blitzesschnelle zu folgen.

Swirek, der aus dem Haustor auf die Straße geschlüpft war, blieb einen Augenblick stehen und hob einen Vorderfuß in die Höhe, spitzte die Ohren und eilte, fast ohne zu überlegen, nach rechts, indem er sich dicht an die Wände der Häuser hielt: er ging so, als s ä h e er den Ort, wohin er strebte, als s ä h e er das Ziel, welches ihn lockte, als ob er durch die Häuser, die Kirchen und die Mauern seine alte Wohnung s e h e n k o n n t e, zu der ihn instinktiv immer noch etwas hinzog, ein geheimer Faden, der zwischen ihm und seiner früheren Herrschaft geknüpft war.

Als er bis zur Straßenecke gekommen war, begegnete er, Nase an Nase, einem weißen Seidenspitz, der ihm außerordentlich sympathisch war. Er schloß mit ihm Bekanntschaft, die bald eine Art Freundschaft wurde und in einer Reihe von Sprüngen zum Ausdruck kam. Eine tolle Jagd schloß sich an, bei der gelärmt und gebellt wurde. Das Spiel begann auf dem Bürgersteig, wurde auf der Mitte der Straße fortgesetzt und war im besten Gange, als plötzlich an der Straßenecke ein Auto dahergerast kam, das von der ungeübten Hand einer Freundin des Automobilsportes gelenkt wurde, die die Chauffeurkunst noch lernte. Als sie dicht vor sich die spielenden Hunde erblickte, verlor sie den Kopf, ließ die wild brüllende Hupe ertönen und fing an, ihren Wagen auf der ganzen Fahrbahn merkwürdige Zickzacklinien beschreiben zu lassen in der löblichen Absicht, den Hunden auszuweichen. Der Spitz, offenbar ein erfahrener Städter, entging der Gefahr durch einen Sprung auf den Bürgersteig, unser Swirek aber, das arme Dummerchen, begann, tödlich erschrocken, davon zu rasen, immer der Nase nach, und ehe er sich versah, befand sich das riesige, ratternde Auto schon über ihm. Er hörte ein Klirren und Brausen. Beißender, stinkender Rauch und schreckliches Getöse umgaben Swirek. Das Ungeheuer flog über ihn hin, sauste gegen einen Telephonpfosten, wobei die Laternen klirrend zersplitterten und die Eisenteile krachend brachen, und blieb stehen. Das Auto hatte den Telephonpfosten verbogen und alle Drähte zerrissen. Die unglückliche Hundefreundin, welche das Auto lenkte, wurde hinausgeschleudert und flog auf einen Kehrichthaufen, Swirek aber eilte mit eingekniffenem Schwanz auf seinen krummen Beinen geradeaus weiter, vergaß den Spitz und sah nichts mehr.

* Kret. Von Graf Franz Potocki. „Der Hausfreund", Nr. 81, vom 9. April 1929.

Er war keine hundert Schritte so gelaufen, als ihn plötzlich etwas in die Höhe riß, an sich zog, und er befand sich in den brutalen, dicken Händen eines Mannes in einer Lederjoppe, der ihn unter den Arm schob und hierauf mit einem geschickten Griff am Nacken packte, in die Höhe hob und in den schwarzen, stinkenden Schlund eines Kastens schleuderte, dessen Tür er mit einem Krach zuwarf. In dem Kasten saßen schon mehrere andere Hunde, die am ganzen Körper zitterten . . . Sie knurrten nicht einmal, noch fletschten sie die Zähne, als Swirek zwischen sie flog und auf dem schmutzigen Boden in die nächste Ecke kroch. Er schmiegte sich dort in die Ecke, ohne etwas zu begreifen, war aber so überrascht und von der Vorahnung von etwas Fürchterlichem ergriffen, daß er zu einem zitternden Häufchen Unglück wurde und eine unbeschreibliche, unsagbare Angst empfand.

Der Kasten schwankte lange, lange, noch viele Stunden über das holprige Straßenpflaster der Stadt und verschlang immer neue Opfer: Pintscher und Wolfshunde, Pudel und Spitze, Schäferhunde und Bulldoggen. Es wurde so eng, daß ein Hund auf dem andern lag, und jeder war still, unbeweglich, von Todesfurcht niedergedrückt.

Erst als sie am Abend in Einzelkäfige eingesperrt worden waren und die Nacht anbrach, hob eine riesige Dogge zuerst ihre Schnauze empor und stieß ein lautes, langgezogenes Geheul aus . . . Andere Hunde stimmten ein, und über die öden Plätze der Vorstadt und die Felder klang ihre Trauerklage. Die tiefe ergreifende Klage der Tiere, vor der einst der Urmensch in den fernsten Winkel der von ihm bewohnten Höhle geflüchtet war, wo er in der zitternden Hand den Wurfspieß oder die Keule fester umfaßte . . . die Klage, die noch jetzt vor den Toren unserer prächtigen, sicheren Steinstädte laut wird, wie eine Warnung der von uns geknechteten, aber in ewiger Empörung verharrenden Natur.

Der ganze folgende Tag verging vom frühen Morgen an in dauernder Unruhe. Als der Morgen graute, wurde ein Teil der Hunde abgeholt; es waren die am vorhergehenden Tage eingefangenen. Darauf kamen um die Mittagszeit mehrere Leute mit einem ganzen Bündel von Quittungen und abgestempelten Papieren in den Händen, und ihnen wurden die Gefangenen übergeben, die man aus den Käfigen heraussuchte, oder es hieß . . . der Termin sei schon verstrichen. Dann gingen die Leute fluchend und Drohungen ausstoßend weg, und eine Dame weinte sogar bitterlich. Nach Swirek fragte niemand: er hatte keine Marke und konnte nicht ausgeliefert werden. Seine Herrinnen, die drei kleinen Mädchen, liefen stundenlang vom Magistrat zur Polizeidirektion, von Behörde zu Behörde. Doch es war vergeblich: es war keine Steuermarke gelöst worden — der Hund konnte nicht ausgehändigt werden. Sie wollten den Wärter bestechen, es mißglückte. Er erlaubte ihnen nicht einmal, den Raum zu betreten, wo die Käfige waren. Sie gingen erbittert weg, und zum ersten Mal in ihrem Leben stieg ein Rachegelüst in ihren Herzen auf, die bis dahin keinen Haß gekannt hatten.

Wieder kam die Nacht und wieder erscholl jene furchtbare Klage. Diesmal versuchte Swirek mit den anderen zu heulen . . . Wenn jemand gedacht hätte, daß er vor Hunger heulte, so hätte er sich geirrt: man gab ihm Grütze, aber er rührte sie nicht an, er rührte sie ebenso wenig an wie alle die anderen Hunde.

Es war noch nicht hell, als Leute kamen, um die Hunde abzuholen, die getötet werden sollten. Sie ergriffen sie paarweise und trugen die gefügigen und ruhigen Tiere in ein Häuschen, wo der Abdecker sie erwartete: ein Schlag, schnell wie der Blitz — und es war zu Ende. Als die Reihe an Swirek kam, wurde er allein gegriffen und nicht zum Häuschen getragen, sondern vor das Tor gebracht. Dort wartete ein untersetzter Mann von gutmütigem, biederen Aussehen mit einem Korb in der Hand. Er betrachtete Swirek, gab dem anderen Mann ein Geldstück, tat den Hund in seinen Korb und begab sich schnell zur Straßenbahn.

Als Swirek aus dem Korb genommen wurde, befand er sich in einem hellen, freundlichen Zimmer. Der fremde Mann streichelte ihm den Kopf und begann, ihn sorgfältig abzuseifen und zu baden. Dann trocknete er ihn ab, wickelte ihn in eine Decke und legte ihn an den warmen Ofen.

Swirek hörte allmählich auf zu zittern und schlief schließlich ein. Er wachte auf, als er aufgedeckt wurde und ein wunderbarer Duft seinem Eßnapf entströmte. Er reckte sich einmal auf seinen Vorderpfoten, einmal auf den Hinterfüßen, gähnte und begann mit Wollust zu essen: eigentlich zu fressen.

*

Einige Stunden später lag er gebunden auf dem Vivisektionstisch. Vor ihm stand ein alter Professor in einem weißen Kittel und zählte mit der Uhr in der Hand die Schläge, die er ihm mit einem hölzernen Hammer versetzte, der mit Filz umwickelt war.

„Hundertachtundzwanzig, hundertneunundzwanzig, hundertdreißig", sagte er halblaut.

„Sollten junge Hunde widerstandsfähiger sein als alte?" fragte verwundert der junge Assistent, der sich geräuschlos im Laboratorium zu schaffen machte, das die Sonnenstrahlen grell durchfluteten, die durch das weit geöffnete große Fenster zusammen mit dem ersten Hauch des sieghaften Frühlings hineindrangen. Des Frühlings, den Swirek nicht mehr erleben sollte. —



Bunte Chronik

* **Ein tapferer Kapitän.** In der Flensburger Förde hat sich auf dem deutschen Motorschoner „Karl Marte" ein schwerer Unglücksfall zugetragen. Beim Abgang von Holdnes, der am Abend des Tages zuvor erfolgte, führte der deutsche Kapitän Johann Marten selbst das Steuer. Als morgens der Steuermann um sieben Uhr den Rudergänger ablösen wollte, fand er den Kapitän bewußtlos und aus einer Kopfwunde blutend im Maschinenraum. Der Kapitän kam schnell wieder zu sich und übernahm wieder die Führung des Schiffes. Als man gegen 10 Uhr die Bucht vor Sonderburg erreicht hatte, segelte der Kapitän auffallenderweise das Schiff auf Grund. Ein Sonderburger Bootsbauer, der den Vorgang von weitem mit ansah, kam mit seinem Boot schnell an das Schiff heran. Dort unterrichtete ihn der Steuermann von der Verwundung des Kapitäns. Es wurde ein Arzt an Bord geführt, der feststellte, daß sich der Kapitän einen schweren Schädelbruch zugezogen hatte. Er wurde sofort ins Krankenhaus überführt und verlor dort bei der Untersuchung die Besinnung. Man zweifelt daran, daß er mit dem Leben davonkommen wird. Die Ärzte stehen vor einem Rätsel, wie es möglich war, daß der Kapitän mit dem schweren Schädelbruch noch 13 Stunden lang, ohne zusammenzubrechen, das Schiff hatte führen können.

Lustige Rundschau



* **Rache.** Ein Patient befindet sich beim Zahnarzt unter der Zange. — „Was haben Sie für einen Beruf?" fragt der Dentist. — „Ich bin Karikaturenzeichner für Witzblätter!" — „Aha! — Dann werde ich Ihnen jetzt einmal den Zahn so ziehen, wie diese Künstler das immer darstellen."

* **Assoziation.** „Denkst du auch manchmal hier im Gebirge an deinen Verlobten, Änne?" — „Ja, immer, wenn ich einen Gletscher sehe."

* **Ein Ausweg.** Notar: „Aber Sie dürfen doch nicht wieder heiraten, Gnädigste! Ihr Mann hat doch ausdrücklich bestimmt, daß, wenn Sie das tun, sein ganzes Vermögen seinem Bruder zufällt." — Die lustige Witwe: „Ja, das ist richtig. Aber ich heirate ja seinen Bruder!"

* **Die Inschrift.** Auf dem Glashütter Friedhof steht ein Grabstein. Darauf die Inschrift: „Aus Sehnsucht nach meinem geliebten Männel starb auch ich." — Und darunter der Name in Gold. — „Wann ist die Frau eigentlich gestorben?" fragte ich. — „Ungefähr dreißig Jahre nach dem Tode ihres Mannes."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.